

US-Bischöfe: Besinnung auf die Identität der schwarzen Katholiken

Die US-Bischöfe berieten und verabschiedeten auf ihrer letzten Vollversammlung im November 1989 in Baltimore (vgl. HK, Dezember 1989, 588) ein Dokument zur pastoralen Situation der Schwarzen unter den amerikanischen Katholiken, mit dem sie auf ein nicht erst seit dem Fall *George Stallings* (vgl. HK, September 1989, 400 ff.) in der US-Kirche vieldiskutiertes Problem aufmerksam machen. Seit Ende Dezember liegt die Erklärung im Wortlaut vor (vgl. *Origins*, 28. 12. 1989, 485 ff.) – ihr Titel: „Hier bin ich, sende mich. Eine Stellungnahme der US-Bischöfensynode zur Evangelisierung unter Afro-Amerikanern und zum Nationalen Pastoralplan Schwarzer Katholiken.“ (Stallings brach unterdessen Anfang Februar auch seine letzten verbliebenen Bindungen an die Erzdiözese Washington ab und wurde daraufhin auch formell exkommuniziert.)

„Viele fühlen sich in der Kirche nicht heimisch“

Es ist nicht das erste Mal, daß US-Bischöfe sich zu diesem Thema zu Wort melden: Bereits 1984 veröffentlichten die damals zehn farbigen Bischöfe der USA ein Hirten Schreiben zur gleichen Frage (vgl. *Origins*, 18. 10. 1984). Die nunmehr veröffentlichte Stellungnahme der Gesamtkonferenz bezieht sich darüber hinaus ausdrücklich auf die vom *Nationalkongreß schwarzer US-Katholiken* in Washington Ende Mai 1987 erarbeiteten Vorschläge für einen Pastoralplan (Wortlaut in: *Il Regno Documenti*, 1. 1. 88, 50 ff.), nimmt deren Anliegen auf und bestätigt sie. Mit der Veranstaltung dieses Nationalkongresses wurde eine Tradition vom Ende des vergangenen Jahrhunderts wiederaufgenommen: Die fünf ersten Kongresse dieser Art fanden zwischen 1889 und 1894 statt.

Die neue Erklärung der Bischöfe setzt sich – neben einer ausführlichen Einleitung – im wesentlichen aus drei Kapiteln zusammen, die thematisch den drei Hauptanliegen des Schreibens entsprechen: In einem ersten Abschnitt geht es um die neu ins Bewußtsein zu rufende *Identität* der afro-amerikanischen Katholiken; der zweite befaßt sich mit den Schwierigkeiten, die sich innerkirchlich bei der Rekrutierung von *Seelsorgern* sowie von *befähigten Laien* für Führungsaufgaben ergeben; im dritten Abschnitt skizzieren die Bischöfe das Anliegen, über erneuerte lebendige afro-amerikanische Gemeinden als Kirche in die *amerikanische Gesellschaft* insgesamt hineinzuwirken.

Zunächst aber geben die Bischöfe eine abwägende Darstellung der in sich widersprüchlichen Situation US-amerikanischer schwarzer Katholiken: Einerseits sei diese Gruppe ein „anerkannter und vernehmbarer Teil der US-Kirche“. Man treffe unter den schwarzen Katholiken auf eine große Lebendigkeit und einen Enthusiasmus, der einer gewissen Führung und auch der Unterstützung bedürfe. Schwarze Katholiken seien keineswegs bloße Empfänger von Diensten anderer, sondern Glieder der Kirche, die aufgerufen seien, volle Verantwortung im Leben und im missionarischen Wirken der Kirche zu übernehmen, sowohl auf örtlicher wie auf nationaler Ebene.

Andererseits machen die US-Bischöfe aber keinen Hehl daraus, daß bestimmte „Abnutzungerscheinungen“ im Verhältnis zwischen den schwarzen Katholiken und ihrer Kirche festzustellen seien: „Viele halten die Kirche für kulturell nicht bedeutsam und fühlen sich folglich in ihr nicht heimisch. In zahlreichen Fällen führt dies dazu, daß afro-amerikanische Katholiken die Kirche verlassen und Anschluß an

protestantische Denominationen suchen.“ Hinzu komme, daß die Gesellschaft und Kirche der USA weiterhin durch den Rassismus und seine vielfältigen Folgeerscheinungen schwer belastet seien.

Bei der Frage nach der Identität der afro-amerikanischen Katholiken als Minderheit im US-Katholizismus geht es den Bischöfen zu allererst darum, an die Existenz und die Geschichte dieser von vielen US-Katholiken lange Zeit *kaum beachteten Gruppe* zu erinnern. Auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens, einschließlich der Pfarreien, so die Bischöfe, müsse verstärkt die Geschichte der afro-amerikanischen Katholiken erzählt werden. Der Beitrag dieser Gruppe zum Leben der Ortskirchen sei vielfach übersehen und vergessen worden. Ihren Symbolen und anderen kulturellen Leistungen habe man in der Vergangenheit zuwenig Aufmerksamkeit gewidmet. In einem Land wie den USA mit ihren vielen Kulturen und Teilkulturen müsse die Botschaft des Evangeliums in das kulturelle Umfeld jeder Bevölkerungsgruppe fest verwoben sein. Die Bischöfe ermuntern daher Seelsorger, Katecheten und Religionslehrer, sich mit den wichtigsten Ausdrucksformen afro-amerikanischer Kultur wie Kunst, Musik, Sprache, Tanz und Theater vertraut zu machen. Vieles davon könne in das religiöse Leben der Afro-Amerikaner integriert werden. Mit Bezug auf das Hirten Schreiben der schwarzen Bischöfe von 1984 heißt es an anderer Stelle, die liturgischen Feiern der afro-amerikanischen Gemeinden sollten „auf authentische Weise *schwarz*“ und „wahrhaft *katholisch*“ sein.

Weitere Schwerpunkte dieses Abschnitts sind Hinweise auf die Bedeutung der *Familie* für afro-amerikanische Katholiken sowie die Aufgaben der Gemeinden. Die Evangelisierung unter den Schwarzen beginne in der Familie. Die schwierigen sozialen Verhältnisse seien jedoch für die Schaffung eines dazu erforderlichen und wünschenswerten Familienlebens nicht gerade förderlich. Die für die Afro-Amerikaner wie auch die katholische Tradition kennzeichnenden Fa-

milienwerte müßten reaktiviert und wiederhergestellt werden.

Eine innerkirchliche kontrovers diskutierte Frage sprechen die Bischöfe im Zusammenhang mit der Aufgabe der *Gemeinden* an (vgl. HK, März 1990, 102). Die finanziellen Realitäten in den Gemeinden und den Diözesen müßten mit der „harten Realität der menschlichen Bedürfnisse“ abgewogen werden. Für eine „Kirche der Wohlhabenden und der sozialen Aufsteiger“ könne dies ein störender Faktor sein – aber als Kirche, die sich einer „Option für die Armen“ verschrieben habe, sei die Präsenz in diesen Bevölkerungsteilen eine Herausforderung. Die Bischöfe sprechen damit das *Dilemma* an, daß bei in verschiedenen Teilen des Landes fälligen Schließungen von Innenstadtgemeinden und kirchlichen Sozial- und Bildungseinrichtungen nicht selten Minderheiten, die Schwarzen, zuallererst, das Nachsehen haben.

Im Abschnitt „Dienstämter und Führungskräfte“ sprechen sich die US-Bischöfe für eine verstärkte Mitwirkung der Schwarzen in den Zentren kirchlichen Lebens aus: in den *Orden*, als *Priester*, unter den *Ständigen Diakonen* und auch in den kirchlichen *Medienberufen*. Schließlich werden die Gemeinden dazu aufgefordert, ihrerseits eine führende Rolle im Einsatz der Kirche vor Ort in Fragen von *Frieden*, *Gerechtigkeit* und *Menschenrechten* einzunehmen. Gerade die afro-amerikanische Gemeinde solle aus der unmittelbaren Berührung mit den täglichen sozialen Problemen heraus tätig werden – mehr als anderswo könne dort das abstrakte Anliegen konkrete Gestalt annehmen.

Nicht erwähnt wird in dem Dokument die gerade im Zusammenhang mit dem Fall Stallings verstärkt diskutierte Frage, ob es auf die Dauer einen *eigenen afro-amerikanischen Ritus*, möglicherweise sogar mit eigener Hierarchie und eigenem Klerus geben soll analog etwa zu den „unierten“ Kirchen mit orientalischem Ritus. Die 13 schwarzen US-Bischöfe lehnen eine solche Lösung ab – unter führenden Vertretern der afro-amerikanischen Katholiken sind die Meinungen darüber geteilt. Sehr nachdrücklich sprach sich der schwarze Historiker

Giles Conwell in einem Zeitschriftenbeitrag für den „National Catholic Reporter“ (25. 8. 89) für die Schaffung eines eigenen Ritus aus: Auf „subtile Weise rassistisch“ nennt es Conwell, wenn schwarze Bischöfe nur in Städten mit einer schwarzen Bevölkerungsmehrheit ernannt würden, während weiße Bischöfe durchaus auch Diözesen vorstünden, in denen die Bevölkerung mehrheitlich Schwarze, Hispanics und die sogenannten „Natives“ indianischer Herkunft sind. Den zentralen Grund für die Einführung eines eigenen Ritus sieht Conwell vor allem in dem „Versäumnis der Kirche, eine sich eng aus der afro-amerikanischen Kultur ableitende Bearbeitung der Liturgie“ eingeführt zu haben.

Die Gefahr eines „kulturellen Solipsismus“

Gegner dieser Position weisen darauf hin, daß die Schaffung eines eigenen Ritus eher eine Schwächung der afro-amerikanischen Gemeinschaft bedeuten würde als eine Stärkung, weil man so jeden einzelnen zwingt, sich zwischen diesen beiden Möglichkeiten entscheiden zu müssen. Außerdem wird daran erinnert, daß die bereits bestehenden Möglichkeiten zu einer an die afro-amerikanische Kultur angepaßten Liturgie vielerorts bis heute gar nicht ausgeschöpft würden.

In einer vielbeachteten Ansprache warnte der schwarze Chicagoer Weihbischof *Wilton Gregory* im Sommer letzten Jahres (vgl. *Origins*, 7. 9. 89, 225 ff.) vor der Gefahr einer zuneh-

menden kulturellen Selbstabschottung: Dieser Prozeß könne auch zu einem „kulturellen Solipsismus“ führen, so daß der Dialog über die eigenen Grenzen hinaus schwerer würde: „Wenn jede Beobachtung von außen gleich als rassistisch, manipulativ, fremd und deswegen als gefährlich eingestuft wird, wie soll dann eine Kultur einen Dialog mit der Welt außerhalb in Gang setzen?“ Außerdem lenkte Weihbischof Gregory die Aufmerksamkeit auf diejenigen Schwarzen, die diesen Weg in eine in sich abschließende Sonderkultur nicht mitgehen würden.

Mit diesen Einwänden versuchte Gregory jedoch keineswegs jenes im Gefolge der Ereignisse um Stallings unter schwarzen Katholiken wieder neu bewußt gewordene Gefühl zu übergehen, doch nicht voll „in der Mitte der katholischen Kirche der USA“ angesiedelt zu sein. Er räumte auch ein: trotz aller Fortschritte lebe man weiterhin isoliert am Rande der übrigen Katholiken und trotz aller Meinungsverschiedenheiten über den einzuschlagenden Weg fühle er ein „starkes Bedürfnis“ nach mehr Selbstbestimmung der Schwarzen. Gegenwärtig, so Gregory, gehe es im übrigen aber sehr viel mehr um kulturelle *Selbstbestimmung* als um die Zulassung einiger liturgischer Sonderentwicklungen. Und die eigentliche Herausforderung für die Kirche bestehe nicht darin, sich einen bestimmten Frömmigkeitsstil zu eigen zu machen, sondern darin, eine Kultur positiv anzunehmen, aus der sich solche Formen entwickeln können. K. N.

Nicaragua: Schlechte Aussichten nach einem unverhofften Sieg

Der Ausgang der ersten freien nicaraguanischen Wahlen vom 26. Februar überraschte gleichermaßen alle: das mit 55,2 Prozent der Stimmen siegreiche Oppositionsbündnis UNO und seine Präsidentschaftskandidatin *Violeta Chamorro*, die mit 40,8 Prozent gescheiterte Regierungspartei der San-

dinistischen Befreiungsfront FSLN, das durch mehrere Tausend Wahlbeobachter vertretene Ausland. Das Wahlergebnis zog den vorläufigen Schlußstrich unter zehn Jahre sandinistischer Herrschaft, die sich am Anfang zu Recht, dann aber mit schwindender Legitimation als Herrschaft